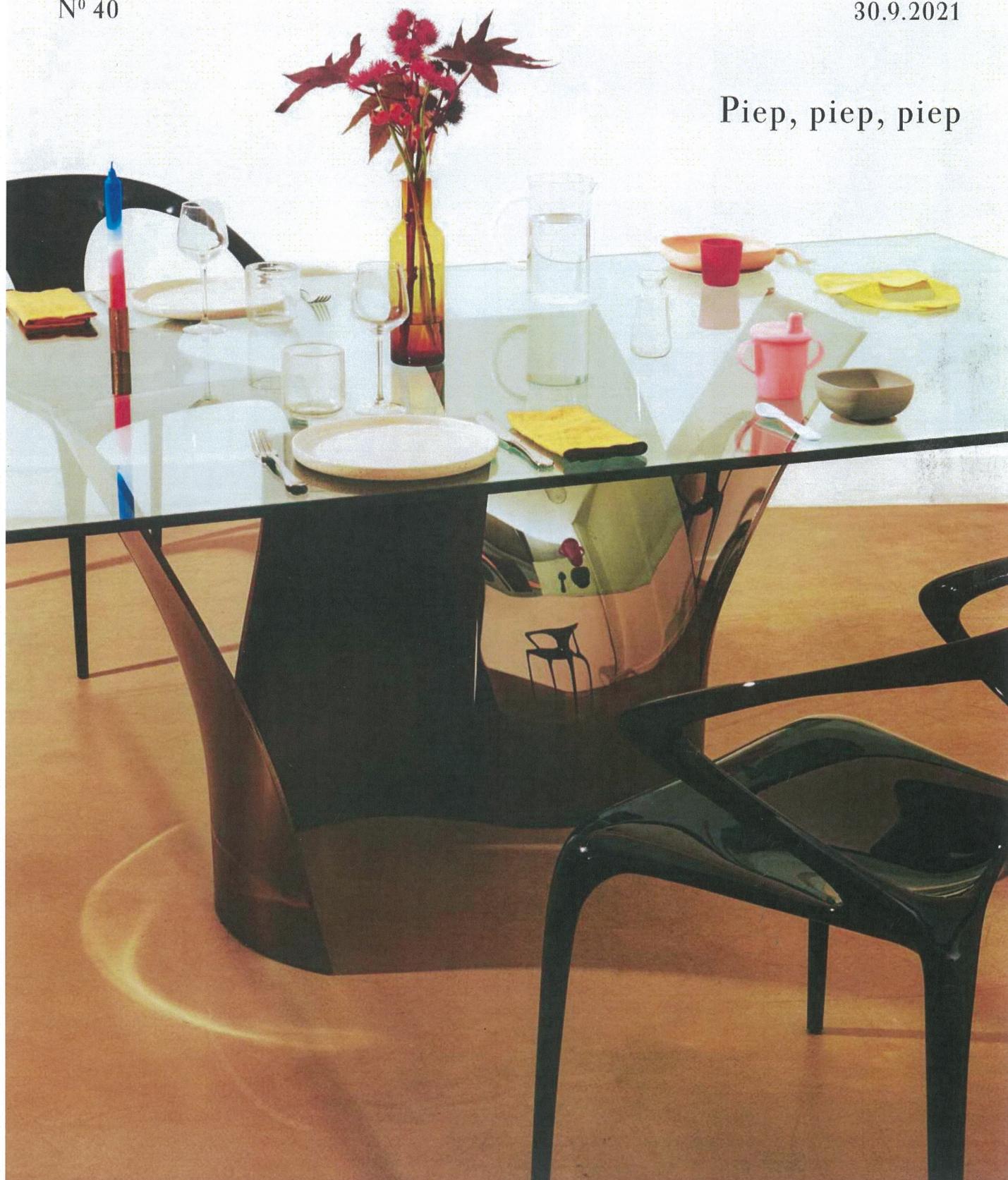


# ZEIT MAGAZIN

Nº 40

30.9.2021

Piep, piep, piep



Einfach und kinderleicht: Kann so ein Haus entstehen?



Illustration Molly Fairhurst

A

U

Z

F

E

I

T

U

G

A

E

B

T

Warum sollen Häuser eigentlich ewig halten? Weil die Menschen immer mobiler werden, entwerfen Architekten Häuser, die nach einigen Jahren wieder abgerissen oder ganz anders genutzt werden. Bloß nicht aus Beton, sondern aus Holz – und sogar aus Kunststoff

Matteo Thun sitzt auf der Dachterrasse seiner Wohnung im Mailänder Viertel Brera und blickt über die Dächer des historischen Stadtteils bis hin zu den Spitzen des Mailänder Doms. Thun ist Designer und Architekt. Aufgewachsen ist er jedoch nicht etwa in der norditalienischen Metropole, sondern in Bozen in Südtirol, umgeben von Berghängen mit vielen Bauernhöfen. Dieser Anblick hat seine Arbeit stark geprägt. »Jahrhundertlang hat es zum natürlichen Wissen eines Menschen gehört, wie man ein Haus baut«, sagt er. Schon jedes Kind habe das Bedürfnis, aus dem, was es gerade greifen kann, ein Haus zu bauen – und mache instinktiv das Richtige.

Die enge Verbindung zwischen Menschen und Häusern und Natur sei es, was ihn am Bauen interessiert, sagt Thun. Im Grunde hätten die Menschen das schon immer so gemacht: Bauen mit dem, was die Umgebung hergab. Aus Feldsteinen, Holzbalken, Lehm und Kalk seien so hocheffektive Bauten entstanden. Keine Materialien mussten per Container verschifft werden. »Eigentlich begannen die Probleme damit, dass die Architekten kamen«, sagt er und lacht. Seit sie für die Gestaltung aller Gebäude zuständig sind, sei der Hausbau nicht mehr Teil des Lebens, sondern eine Sache von Spezialisten und Technokraten – mit dem Ergebnis, dass viele Menschen heute in freudlosen Profanbauten hausten.

Das mag überspitzt klingen, und immerhin gehört Thun selbst zu den führenden Architekten Europas. In Hamburg baut er gerade das Hauptquartier von Beiersdorf und auf der venezianischen Insel Murano ein Hotel. Gleichzeitig zählt er zu den großen Kritikern seiner Branche. »Im Grunde brauchen wir einen Baustopp«, sagt er, denn der Verbrauch an Ressourcen und die Bodenversiegelung durch das Bauen seien viel zu hoch. Da das aber angesichts der rasant wachsenden Weltbevölkerung nicht zu machen sei, müsse zumindest neu über die Bedingungen des Bauens nachgedacht werden. Sein Hauptfeind: der Stahlbeton. »Stahlbeton hält zum Teil nur 40 Jahre«, sagt er. Beton wird bröckelig, Metallstrukturen korrodieren – danach muss oft aufwendig saniert werden, oder die Abrissbirne kommt. Woraufhin dann wieder neue Betonbauten errichtet werden. In China wurde von 2011 bis 2013 mehr Beton verbaut als in den USA im gesamten 20. Jahrhundert. Die weltweite Betonverarbeitung ist pro Jahr für fast 2,8 Milliarden Tonnen Kohlendioxid ausstoß verantwortlich, das sind rund acht Prozent der globalen Treibhausgasemissionen und damit mehr als dreimal so viel wie jene des Flugverkehrs.

Das führt zu der Frage: Wie viel Haus braucht die Welt eigentlich und für wie lang? Die Diskussion darum ist fast so alt wie der moderne Städtebau. Schon 1929 erklärte der Architekt Walter Gropius, der Mensch benötige zum Wohnen viel Luft und Licht, aber wenig Raum. Er forderte: »Vergrößert die Fenster, spart an Wohnraum.« Seither wurde, dann aber doch nicht an Wohnraum gespart, im Gegenteil, es wird immer monumentaler gebaut. Gebäude sollten Macht

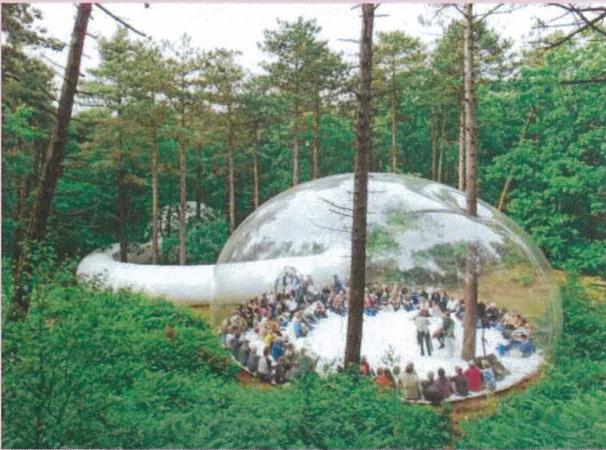
und kulturelle Hegemonie ausstrahlen. Man investiert in »Immobilien«, weil sie bleiben, weil sie unvergängliche Werte darstellen sollen. Die Mächtigen lassen Statement-Buildings errichten, um sich unsterblich zu machen.

Aber passt diese Art zu bauen und zu planen noch in unserer Zeit? Die Städte selbst sind heute durchaus im übertragenen Sinne mobil: Sie entstehen und wachsen nicht mehr nur an Flussmündungen, sondern dort, wo es gerade Arbeit und Zukunftsperspektiven gibt. Und je nachdem, wie die Arbeit sich verändert, verändert sich auch die Stadt. Im kalifornischen Silicon Valley ist das Siedlungsgebiet rund um die Zentralen der Tech-Konzerne dynamischer gewachsen als die benachbarte Stadt San Francisco. Am stärksten ist dieser Trend in China zu beobachten, wo enorme Stadtlandschaften entstehen, die gar keine definierte Form mehr haben, kein Zentrum, keine Peripherie.

Im Aufschwung werden ganz schnell viele Wohnungen gebraucht – und wenn der Boom vorbei ist und die Kernindustrie veraltet ist oder abgezogen wird, verfallen ganze Quartiere: Junge Menschen ziehen weg, zurück bleiben die, die nicht mithalten können. Solche modernen Stadtruinen gibt es überall: im Ruhrgebiet und in der ehemaligen DDR ebenso wie in den Vereinigten Staaten, wo es mit der Autoindustrie auch mit Städten wie Detroit bergab ging.

Und die Zyklen werden immer kürzer. Wo gestern noch ein Chemie-Standort war, ist heute Ödnis. Wo heute noch Hightech-Firmen mit ihren neuen Arbeitsmöglichkeiten locken, könnten morgen schon Gebäude leer stehen, weil die Technologie plötzlich veraltet ist. Zuletzt setzte mit dem Homeoffice-Trend eine Umsiedlungsbewegung ein. Wenn es einfacher ist, zu Hause im Vorort zu arbeiten, weil man für den Weg in die Stadt eineinhalb Stunden braucht – wer benötigt dann noch Bürohochhäuser in teuerster Lage? Menschen und Firmen sind heute so mobil wie nie. Eine konsequente Vision des Städtebaus könnte vielleicht eher aussehen wie ein Campingpark in der Nähe eines Festivals: Während die Show läuft, wohnen dort die Besucher. Wenn der letzte Auftritt vorbei ist, packen alle ein und ziehen woanders hin. Ohne eine Geisterstadt zurückzulassen.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass einige der innovativsten architektonischen Ideen der vergangenen Jahre die Lebenssituation von Menschen betrafen, die gezwungenermaßen neuen Wohnraum suchen, nämlich Flüchtlinge. Nach der Flutkatastrophe in Japan vor zehn Jahren – verwüstete Städte, mehr als zehntausend Tote, Kernschmelze in Fukushima – kamen obdachlos gewordene Familien in Notunterkünften unter, die der japanische Architekt Shigeru Ban entworfen hatte. Er hatte aus Papierbahnen und Papprollen kleine Cubicles gestaltet: Würfel, die etwa in Turnhallen aufgestellt werden konnten und so den Menschen wenigstens ein Minimum an Privatsphäre boten. Ban sollte danach noch etliche Notunterkünfte entwerfen: Auf den Philippinen kreierte er Häuschen aus Papier und Bambus, die auf einem Fundament von Coca-Cola-Kisten



Gut improvisiert: Versammlungsraum im Grünen von der Berliner Künstlergruppe Plastique Fantastique



Die Hütten des japanischen Architekten Shigeru Ban bestehen hauptsächlich aus leicht verfügbaren Materialien



Das Hauptquartier der Firma Binderholz im österreichischen Fügen, geplant vom Holzbaupionier Matteo Thun



Das Tübinger Regal von Max Schwitalla ist ein modulares Heim für Geflüchtete, das später anders genutzt werden soll



Das Büro MVRDV hat 2016 eine temporäre Treppe für das Dach eines großen Gebäudes in Rotterdam konstruiert



Das Pariser Grand Palais Éphémère von Jean-Michel Wilmotte wird 2024 wieder abgebaut

# Das neue Magazin für Genießer

Erleben Sie im neuen ZEITmagazin WOCHENMARKT genussvolle Momente – mit den einfachen, aber immer besonderen Rezepten von Kolumnistin Elisabeth Raether, vielfältigen Reise-Tipps und spannenden Geschichten rund um die Themen Kochen und Genießen.



**Jetzt  
bestellen  
und 25%  
sparen!**

**Ab sofort  
im Handel**

**Nur für kurze Zeit:**

**www.zeit.de/wm-25**

**040/42 23 70 70**

(Aktionsnr.: 2031246)

standen; in Kenia baute er Schutzhütten mit Wänden aus Stöcken. 2014 wurde er für seine Konstruktionen mit dem Pritzker-Preis geehrt, dem angesehensten Architekturpreis – und das für Bauwerke, von denen schon nach wenigen Jahren kaum mehr eines steht.

Shigeru Ban macht die Grenze zwischen Schutzlosigkeit und Obdach durchlässiger. Er schafft es, einfachen Bauten eine gewisse Würde zu verleihen. Und sobald sie nicht mehr benötigt werden, lassen sie sich wieder in ihre Bestandteile zerlegen. Das unterscheidet diese Hütten von den Gebäuden, aus denen die Menschen fliehen mussten. Klassische Bauten werden für die Menschen bei Naturkatastrophen oft zu Todesfallen.

Als das Deutsche Architekturmuseum 2015 dazu aufrief, Vorschläge für Migrantenbauten einzureichen, machten etwa 50 Architekturbüros mit. Die Münchner Firma Yes Architecture entwarf ein Containerdorf mit Gemeinschaftscharakter: Die Übersee-Container sollten verschachtelt übereinandergestapelt und durch Stege verbunden, die Dächer begrünt werden. Der Berliner Architekt Max Schwittalla entwickelte ein Konzept, bei dem Geflüchtete in einem vorgegebenen Rahmen ihre Unterkünfte selbst bauen können – und dabei auch neue Fähigkeiten erwerben. Das Büro Coop Himmelb(l)au hat eine »Rettungsinsel« konzipiert, die Flüchtenden Unterkunft geben soll. Auch der bekannte niederländische Architekt Rem Koolhaas entwirft mitunter für Nichtregierungsorganisationen provisorische Bauten.

Gebäude, die nicht für die Ewigkeit bestimmt sind, gehören längst zu den spannendsten architektonischen Projekten. So schuf das niederländische Büro MVRDV 2016 die Installation Stairs of Kriterion, eine 29 Meter hohe, treppenförmige Struktur, die vom Asphalt bis auf das Dach des Groot Handelsgebouw in Rotterdam reichte. Und während in Paris das Grand Palais aus dem 19. Jahrhundert renoviert wird, übernimmt ein temporäres Gebilde namens Grand Palais Éphémère zu Füßen des Eiffelturms seine Rolle als wichtiger Veranstaltungsort. 2024 wird die Zwischenlösung wieder abgebaut.

Wer temporär baut, kann experimentieren und Regeln brechen. Solche Projekte können lokale Gemeinschaften einbeziehen und den öffentlichen Raum bereichern. So schafft das Berliner Designstudio Plastique Fantastique nach eigener Aussage »performative urbane Experimente«, etwa mit Versammlungsräumen, die aussehen wie Seifenblasen. Solche Versuche zeigen, was möglich wäre – ohne die Erschwernisse vieler Bau- und Materialnormen. Und manche Provisorien bleiben am Ende doch länger: Ursprünglich als temporäre Projekte gedacht, wurden Bauwerke wie der Eiffelturm oder das London Eye sogar zu Wahrzeichen.

»Das Gute an Provisorien ist, dass sich deren Zweck jedermann sofort erschließt, weil sie nur zu dem einen Zweck erbaut wurden«, sagt Matteo Thun. Ein Provisorium verbessert sofort etwas, nicht erst in zehn Jahren.

Es ist nicht einmal ausgemacht, dass ein temporärer Bau schneller in Vergessenheit gerät als ein dauerhaftes Ge-

bäude. Zu den berühmtesten Kurzzeitbauten gehört der Crystal Palace der Londoner Ausstellung von 1851. Noch heute heißen ein Wohnbezirk und ein Fußballverein so. Der Architekt Matteo Thun ist der Überzeugung, dass die allermeisten Gebäude, die heute für den dauerhaften Gebrauch geplant werden, in Wirklichkeit temporäre Bauten sind. Nur seien sie als solche eben nicht zu Ende gedacht. Bei einem Provisorium ist der Abriss schon einkalkuliert: Es ist klar, wie alles abgebaut werden wird und was dann mit den Materialien geschieht. Wenn bei einem Bestandsgebäude so getan wird, als bliebe es zeitlich unbegrenzt stehen, werden die Kosten und Nebenwirkungen der Entsorgung einfach künftigen Generationen überlassen. Eine ganze Industrie beschäftigt sich schon lange damit, Bauschrott verschwinden zu lassen, Asbest aus den Zwischendecken zum Sondermüll zu bringen, minderwertigen Zement zu entsorgen, Kabelbäume aus den Mauern zu zerren – und künftig dürfte es eher noch mehr Müll geben. Die Dämmmaterialien etwa, mit denen heute Häuser isoliert werden, sind zum großen Teil nicht einmal recycelbar.

Matteo Thun glaubt, eine Lösung für dieses Problem gefunden zu haben: Bauen mit Holz. Er war einer der ersten modernen Architekten, die diesen traditionellen Baustoff wieder ins Zentrum ihrer Arbeit stellten. Holz kann man anbauen, Wälder schützen das Klima. Wenn Holz altert, bekommt es eine Patina und keine Korrosionsrisse. Ein Holzhaus kann man wieder in Einzelteile zerlegen, wenn man es nicht mehr braucht, man muss es nicht abreißen. Wenn ein Holzhaus zu groß ist, dann kann man es wieder kleiner machen. Man kann sogar ein ganzes Haus demonstrieren und woanders wieder aufbauen, wo es gerade dringender benötigt wird.

Thun verweist darauf, dass man mittlerweile in fast jeder Größenordnung nachhaltig bauen kann: In Wien steht ein Holzhaus mit 24 Stockwerken. Der japanische Holzbaustoffgigant Sumitomo Forestry plant derweil schon deutlich größer: In Tokio soll das höchste Holzhaus der

Welt entstehen. 350 Meter soll es in die Höhe ragen und auf 70 Etagen Büros, Geschäfte, Wohnungen und Hotels Platz bieten, 2041 soll es fertig sein. In Deutschland sind solche Häuser noch nicht erlaubt, hier muss stets ein Betonkern das Gebäude stützen. Das offensichtlichste Argument gegen Holzhochhäuser ist die Brandgefahr. Im Fall eines Feuers muss ein Gebäude der Hitze 90 Minuten standhalten, um schnell genug evakuiert werden zu können. Brandtests in Norwegen haben gezeigt, dass Holzelemente einen solchen Zeitraum durchaus überstehen können. Und auch Bauten aus unbrennbarem Beton sind oft genug nicht unproblematisch: 2017 brannte in London ein 24-stöckiges Hochhaus aus, weil die wärmegeämmte Fassade Feuer fing.

Wenn man wollte, ergänzt Thun, könne man Holzhäuser sehr lange erhalten. In den Südtiroler Alpen gebe es Heustadel, die dort schon seit 500 Jahren stünden – und schöner denn je seien, weil ihr patiniertes Holz Geschichten erzähle. »Menschen lieben altes Holz«, sagt Thun. Ein Betonbau hingegen sei nur dann in einem Idealzustand, wenn er ganz neu sei. Danach gehe es bergab.

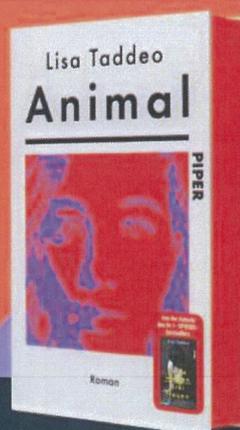
Thun propagiert ein Bauen, das mit den am jeweiligen Ort verfügbaren Rohstoffen auskommt. Er benutzt dafür den Begriff »Triple Zero«: »Wir verwenden Materialien aus der unmittelbaren Umgebung, um die sogenannte graue Energie auf ein Minimum zu reduzieren – also keinen Marmor aus Südamerika oder andere Baustoffe, die von weit her kommen. Auch die Arbeiter kommen aus nächster Umgebung. Die zweite Null steht für null CO<sub>2</sub>. Die dritte Null steht für null Müll, das heißt, dass sich ein Gebäude auch zurückbauen lassen muss.«

Das klingt modern und ist doch gleichzeitig die älteste Art zu bauen: Wurde früher ein Haus in den Bergen abgerissen, dann wurden die Materialien für den Bau neuer Häuser verwendet. Genauso wie eine Hütte aus Tannenzweigen im Wald nie zu Müll wird, weil die Zweige in den Kreislauf des Waldes zurückkehren, wenn die Konstruktion wieder in sich zusammensinkt.

30.9.21 N° 40

## Von weiblichem Schmerz und weiblicher Wut

Weitere Infos unter:  
[piper.de/taddeo](http://piper.de/taddeo)



»Ein aufregender, aufrührerischer Roman, so einnehmend wie berauschend.«

VOGUE

PIPER So vielseitig wie unsere Leser.

[piper.de](http://piper.de)   